

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 105 (1979)
Heft: 47

Illustration: "Oh Konrad, wenn man denkt, dass das deine besten Jahre sind, wo man ernten sollte, was man gesät hat!..."
Autor: Farris, Joseph

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

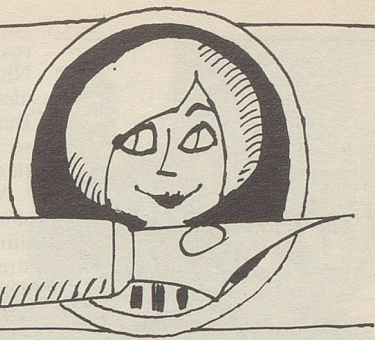
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Faulheit

Es ist traurig, beschämend, haarsträubend. Unbegreiflich, beinahe asozial ist es, was wir Schweizer uns übers Abstimmungs-Wochenende vom 21. Oktober geleistet haben: 47,9 Prozent der Stimmbürger sind zur Urne gegangen, haben diese kleine Anstrengung auf sich genommen und mit ihrer Teilnahme an der Wahl ihr Interesse an der Sache bekundet. Sie haben Rechte und Pflichten des Bürgers ernst genommen. – Und die restlichen 52,1 Prozent? Ihnen ist es anscheinend egal, wer in den nächsten Jahren unsere Anliegen und Meinungen in den beiden Kammern vertritt. Ist das möglich? Die Mehrzahl der stimmberechtigten Schweizer Bürger kümmert sich einen alten Hut um Politik? Ich kann es kaum fassen.

In den letzten Tagen gaben sich Radio- und Fernsehschaffende grosse Mühe, herauszufinden, wie es zu diesem Debakel hat kommen können. Antworten hörte man – es war zum Heulen! Am ehrlichsten fand ich jene junge Frau, die erklärte, ihr stinke es halt. Andere Aussagen lauteten: «Ich gehe prinzipiell nie, dafür interessiere ich mich nicht!» Dazwischen immer wieder der stereotype Satz: «Es nützt ja doch nichts!» Mit Verlaub: Was nützt nichts? Irgend jemand hat diese Anschauung einmal formuliert, und bald jeder zweite Schweizer plappert die Worte nach. Meist fahren besagte Leute dann weiter: «Sie machen ja doch, was sie wollen!»

Mit «sie» sind natürlich «die da oben in Bern» gemeint, unsere Bundesbehörden. Aber das stimmt doch einfach nicht. «Sie» machen nicht einfach, was «sie» wollen. Das ist es ja gerade, was uns, unter anderem, von den Ostblockländern unterscheidet. Wir dürfen frei sagen, was wir meinen. Das heisst auch, dass wir jene Leute wählen können, die die gleichen Ansichten und Interessen haben wie wir, auf dass sie diese Meinung vor dem Rat in Bern vertreten. Wir Bürger sollen und müssen mitmischen. Aber dafür braucht es etwas, das die Hälfte aller Schweizer nicht zu haben scheint, näm-

lich Interesse und Mut zum Engagement.

Auch das andere Argument ist nicht stichhaltig: «Ich kenne diese Leute nicht. Ich wähle niemanden, den ich nicht kenne!» Wenn ich das höre! Man müsste einmal eine Tageszeitung lesen, und zwar nicht nur die Rubrik «Unglücksfälle und Verbrechen». Auch würde es nichts schaden, eine Wahlsendung am Fernsehen zu verfolgen. Man könnte auch Parteiversammlungen besuchen, am besten von zwei, drei verschiedenen Parteien, um sich eine eigene Meinung zu bilden. Aber dazu müsste man seine verflixte Bequemlichkeit überwinden. Und genau das ist meiner Meinung nach das Grundübel: Wir sind zu bequem, zu faul, uns aufzuraffen.

Damit wären wir beim letzten Gegenargument angelangt: «Ich verstehe nichts vom Ausfüllen der Liste!» Man müsste sich eben Zeit nehmen und die Anleitung durchlesen oder den entsprechenden Trickfilm am Fernsehen genau verfolgen. Das ist keine Hexerei; schliesslich sind wir kein Volk von Analphabeten und Beschränkten. Aber ach, die Faulheit! «Wozu auch sich einsetzen? Uns geht es ja gut, ausgezeichnet

sogar, und wenn uns etwas nicht passt, reklamieren wir schon. Lasst uns mit dieser Politik endlich in Ruhe!»

Ja, man müsste, müsste, müsste... diesen faulen, desinteressierten Stimmbürgern einmal tüchtig ins Gewissen schreiben. Aber: «Es nützt ja doch nichts!»
ams

Der Brief aus Afrika

Als unsere Tochter in Afrika war und dort ein Jahr lang im «Busch» lebte, schrieb sie uns die schönsten und glücklichsten der vielen Briefe aus aller Herren Ländern, die sie uns noch schreiben sollte. Sie war begeistert von dem Land, den Eingeborenen und deren Sitten und Gebräuchen. Von den Frauen lernte sie die Kunst, mit Pflanzenfarben Stoffe zu färben. Mit ihnen rührte sie in den Farbtiegeln, und mit ihnen wusch sie die Stoffe im Fluss aus. Diesen Leuten fühle sie sich verwandt, schrieb sie, sie könne ihr Empfinden und ihr Denken verstehen, ebenso ihre Musik und ihre Tänze. Wohltuend sei die Gastfreundschaft. Die Eingeborenen

teilten einfach alles, das heisst das wenige, das sie hätten, mit Freuden und von Herzen. Man könne eine Menge von ihnen lernen, schrieb sie, denn gross sei ihre Fähigkeit, sich mit andern zu freuen, echt und herzlich sei die Anteilnahme an den Sorgen und dem Kummer der andern. Hier, schrieb sie, leben alle beieinander, die ganze Sippe; Uralte und Blutjunge geben einander Halt und Schutz und Trost.

Wenn Fremde in ihrem Dorf auftauchten, vergässen sie Arbeit und alles, versammelten sich und gäben sich mit kindlicher Neugier den neuen Eindrücken hin.

Einmal, schrieb sie, sei eine greise Frau auf sie zugekommen, habe mit Ehrfurcht ihre Hand angefasst, habe ihr unverwandt ins Gesicht geschaut und leise zu weinen begonnen. Als man sie fragte, warum sie weine, habe sie mit der andern Hand sachte über die blonden Haare unserer Tochter gestrichen und gesagt: So jung, so schön – und blind! Und vor Kummer und Mitleid seien die Tränen in Strömen über ihre zerfurchten Wangen geflossen.

Aber nein, habe unsere Tochter gesagt, sie sei nicht blind, sie könne sehen wie alle rings. Da sei ein ungläubiges Staunen über das Gesicht der Alten gegangen. Sie hatte noch nie blaue Augen gesehen und angenommen, dunkle Augen könnten sehen, helle Augen aber seien erloschen und blind.

Die alte Frau habe unsere Tochter bei den Händen gefasst und voller Freude zu lachen und zu tanzen begonnen. Es habe ein Fest gegeben. Nach dem Essen habe man bis in die Nacht hinein weitergetanzt, und zwar alle: Urgrossmutter, Grossmutter, Mutter und Kind. Jedes für sich und jedes nach seinem eigenen Temperament. Alle hätten ihrer Freude darüber Ausdruck gegeben, dass das weisse Mädchen, das jung und schön war, sehen konnte.

Fürwahr ein Grund zum Feiern!
Suzanne



«Oh, Konrad, wenn man denkt, dass das deine besten Jahre sind, wo man ernten sollte, was man gesät hat!...»

Plätze

Der SP-Nationalrat Helmut Hubacher unterteilt unser Land in den Werkplatz und den Finanz-